

Mehr Mensch werden...

Vortrag am 21.10.2016 beim Ratschlag Wittenberg

Renate Wind

1.

Nicht einen bestimmten *Menschentypus*, sondern *den Menschen* erschafft Christus in uns – wenn wir in ihm, „in Christus“ sind, dem *Menschen wie Gott ihn wollte*.

Mit diesen Worten von Dietrich Bonhoeffer ist eigentlich schon alles zu dem Thema „*mehr Mensch werden*“ gesagt. Weil es aber einen grundlegenden Perspektivenwechsel in der Sicht des Verhältnisses von Gott und Mensch bedeutet und die kirchliche Lehre von Christus aus biblischer Sicht in Frage stellt, muss diesem ersten programmatischen Satz eine Erklärung folgen, eben dieser Vortrag: „mehr Mensch werden“.

Damit nehme ich gleich zu Anfang eine Kritik auf, die bereits im Vorfeld dieser Konferenz an dem Thema -„Mach es wie Gott, werde Mensch“- geäußert worden ist: dass nämlich die Vorstellung von der Menschwerdung Gottes in Christus erst eine späte christologische Deutung gewesen ist, die aus den biblischen Texten kaum begründet werden kann. In meinem Vortrag soll es daher auch vielmehr darum gehen, die in ihnen inhärente Dialektik von Nähe und Distanz Gottes zu beschreiben. Dem Satz Gott soll Gott bleiben und der Mensch soll Mensch bleiben stimme ich nicht nur zu, sondern spitze ihn zu: mehr Mensch werden geht nur, wenn der Mensch sein Menschsein bejaht und nicht – auf welche Weise auch immer - *wie Gott* sein will, sondern der *Mensch*, wie Gott ihn wollte. Als ein solcher Mensch wird Jesus Christus in den biblischen Texten beschrieben.

2.

Wie wollte denn Gott den Menschen? In den Geschichten von der Erschaffung der Welt und der Menschen ist dazu bereits alles Entscheidende gesagt. Was sagt nun aber die biblische Erzählung wirklich über Würde und Selbstbestimmung, über Sünde und Schuld, über die Möglichkeiten und das Versagen der Menschen und die Vision ihrer Befreiung?

Die Geschichte von der Frau und dem Mann, dem Baum der Erkenntnis und der verbotenen Frucht, der Schlange und der Vertreibung aus dem Garten Eden steht am Anfang der ältesten zusammenhängenden biblischen Quellenschrift, die um 1000 v. Chr. während der kulturellen Blütezeit des kurzlebigen israelitischen Königreiches unter David und Salomo entstanden sein könnte. Sehr viel später erst wurde der bekannte Schöpfungsbericht in Genesis 1, in dem der Mann und die Frau gleichzeitig als „Ebenbild Gottes“ geschaffen werden, verfasst und der in Genesis 2 und 3 erzählten alten Geschichte von „Adam und Eva“ vorangestellt. Gehört dieser Text also schon zu den alten Traditionen Israels, so gehen die in ihm verarbeiteten Motive in noch weitere Vorzeiten des vorstaatlichen Israel zurück. Der Erzähler hat diese Motive zu einer kunstvoll aufgebauten Geschichte zusammengefügt. Sie gehört nicht zur Kategorie der biblischen Geschichtsschreibung, sondern in die „Urgeschichte“, in der allgemeine und grundlegende Aussagen über den Menschen und die Welt zum Ausdruck gebracht werden. Adam und Eva stehen prototypisch für das gesamte Menschengeschlecht. Sie sind nicht die ersten, sondern die typischen Menschen. Am Beispiel dieses „ersten“ Menschenpaares soll deutlich werden, wie die von Gott geschaffene Welt und die von ihm ins Leben gerufenen Menschen sein sollen, wie sie tatsächlich sind und warum sie so sind, wie sie sind. Dabei haben die biblischen Erzähler nichts anderes vor Augen als die realen sozialen Zustände und die konkreten Menschen ihrer Zeit mit ihren Möglichkeiten und Grenzen, ihren Stärken und ihren Verfehlungen. Aus diesen Erfahrungen heraus formulieren sie eine Geschichte, in der die Widersprüchlichkeit unserer menschlichen Existenz durchdacht und begründet wird. (1)

Die Geschichte beginnt mit der Erschaffung des einen Menschen, Adam, in seiner männlichen Form. Hier wie in allen anderen biblischen Textstellen bezeichnet das hebräische Wort „adam“ den Menschen. Der Geschlechterunterschied wird mit den Begriffen „isch“ für den Mann und „ischa“ für die Frau ausgedrückt. Von Anfang an, das will der Text zum Ausdruck bringen, existiert der Mensch in zwei Gestalten, einer männlichen und einer weiblichen, denn die Erfahrung lehrt, dass der Mensch und insbesondere der Mann nicht allein sein kann. Er ist im wahrsten Sinne des Wortes nur ein „halber Mensch“, der „Hilfe“ braucht durch eine ihm ebenbürtige „bessere Hälfte“. Diese ist nicht, wie Luther übersetzt, seine „Gehilfin“; sie steuert vielmehr die Art von Hilfe – „ezer“ – bei, die mit dem gleichen Begriff auch als Beistand Gottes beschrieben wird. Pinchas Lapide betont darüber hinaus noch einen weiteren wichtigen Aspekt, indem er darauf hinweist, dass der Text „klipp und klar von ‚einer Hilfe, ihm entgegen‘ spricht, wobei das letzte Wort unüberhörbar nicht nur das Gegenüber, sondern auch Opposition mitschwingen lässt... Eva war also keineswegs als unterwürfige Ja-Sagerin noch als demütige Mitläuferin gemeint, sondern als Person mit Eigenwert, die widersprechen soll

und aufbegehren darf... der lakonisch kurze Bibelsatz zeigt also, dass die Ehe von Anfang an als eine konstruktive Kontrast-Harmonie vorausbestimmt wurde, was sie, in der Tat, bis heute auch geblieben ist.“(2) So richtig diese letzte Feststellung zweifellos ist – in der Geschichte von dem Mann und der Frau geht es jedoch nicht in erster Linie um die Dynamik der (ehelichen) Zweierbeziehung. Vielmehr soll in der Zuordnung der beiden Menschen zueinander die von Gott ursprünglich gedachte Sozialordnung deutlich gemacht werden. Und hier lassen die Erzähler(innen) keinen Zweifel daran, dass der Mensch in seiner weiblichen Form dem männlichen Exemplar ebenbürtig ist und ihm gleichwertig gegenübersteht. Obwohl die Frau als zweite und aus der „Rippe“ („Seite!“)des Mannes geschaffen wurde, läuft die Logik der Geschichte auf die Gleichwertigkeit der Geschlechter hinaus. Denn so, wie sie erzählt wird, ist sie ja nicht wirklich „passiert“. Die Erzählung ist vielmehr so angelegt, dass deutlich wird: unter den zunächst geschaffenen Tieren, denen der Mann als Zeichen seiner Herrschaft ihren Namen gibt, findet er keine wirkliche „Hilfe“. Ein wirkliches Gegenüber kann nur aus gleichem Stoff und von gleichem Rang sein, jemand, der ihm in allem gleich ist, von dem berühmten „kleinen Unterschied“ einmal abgesehen. Aber es geht nicht nur um die Gleichheit der Geschlechter. Der Text will zum Ausdruck bringen, dass es in der von Gott geschaffenen guten Welt noch keine Herrschaft von Menschen über Menschen gibt. Der Mann und die Frau stehen sich frei gegenüber. Und noch hat die Frau keinen Namen! (3)

3.

Es könnte also alles so schön sein! Doch der reale Zustand der Welt ist von dem idealen Urzustand im Garten Eden weit entfernt. Im weiteren Verlauf der Erzählung suchen ihre Verfasser deshalb eine Antwort auf die existentielle Frage: „Warum ist der von Gott geschaffene Mensch ein von Tod, Leid, Mühe und Sünde begrenzter Mensch?“ Die Geschichte, die dazu erzählt wird, spricht weder von Erbsünde noch von (sexueller) Verführung, sondern davon, dass die Menschen aus der Nähe Gottes verbannt und aus dem Garten Eden vertrieben werden, weil sie von der verbotenen Frucht vom Baum der Erkenntnis essen.

Diese entscheidende Szene ist in der abendländischen Kunst so oft dargestellt worden, dass sich die Vorstellung von der „Ursünde“ sofort mit der verführerischen Frau verbindet, die dem leicht verführbaren Mann den Apfel reicht – und irgendwo im Baum der Erkenntnis lauert die listige Schlange auf den „Sündenfall“ des „ersten“ Menschenpaares. So steht es aber nicht im biblischen Text. Dort liest man, dass die Frau und der Mann die nicht näher bezeichnete Frucht essen; was sie dazu verlockt, stellt die Schlange in Aussicht: *Ihr werdet sein wie Gott!* Die biblischen Erzähler stellen im weiteren Verlauf der Geschichte dar, dass in dieser Anmaßung der Menschen die bis heute andauernde Gewaltgeschichte begründet

liegt. Menschen, die „wie Gott“ sein wollen, werden selbst definieren, was gut und böse ist, und dabei wird der Stärkere dem Schwächeren seinen Willen aufzwingen. Der Mensch, der sein eigener Gott sein will, wird nach unbeschränkter Herrschaft trachten und damit unfähig sein zu Mitmenschlichkeit und Mitgeschöpflichkeit. Sein wollen wie Gott führt zur Entfremdung zwischen Gott und den Menschen, zwischen den Menschen und zwischen Menschen und Natur. Die Aktionen und „Strafsprüche“, die dem „Sündenfall“ folgen, sind keineswegs Gebote Gottes. Sie sind Zustandsbeschreibungen und reflektieren die erlebte Realität des Patriarchats. Die Menschen treten sich nicht mehr frei gegenüber. Die Herrschaft des Mannes über die Frau beginnt, und der erste Herrschaftsakt besteht darin, dass er ihr den Namen gibt: Eva. Diese Herrschaft ist nicht in der Schöpfungsordnung Gottes verankert, sondern die Folge der Entfremdung in jener „Ursünde“, die bis heute im Herrschen und Unterwerfen ihre Fortsetzung findet. Denn auch hier geht es nicht nur um den Geschlechterkampf, sondern um den Beginn der Menschenmacht über Menschen, die nicht nur im Patriarchat ihren Ausdruck findet. Dass aber jede Form von Herrschaft den weiblichen Teil der Menschheit doppelt bedrückt, ist die schmerzliche Erfahrung aller Frauengenerationen, die in Eva repräsentiert werden. Doch ihr Schicksal ist nicht gottgewollt, sondern gerade umgekehrt, Ausdruck der Entfremdung, der Abkehr von Gott und seiner menschenfreundlichen Ordnung. (4)

4.

Sind die Menschen also doch der „Erbsünde“ verfallen, unfähig, ihr Zusammenleben sozial und ihre Welt verantwortlich zu gestalten? Bis in die heutige Zeit ist ja die traditionelle kirchliche Lehre von der Vorstellung geprägt, dass die ursprünglich gute Schöpfung Gottes durch den Sündenfall des Menschen verdorben und der Zustand der Welt daher nicht mehr zu ändern sei. Damit ist zugleich die Überzeugung verbunden, dass die Menschen weder sich selbst noch das Leben auf ihrer Erde entscheidend verbessern können und daher der Erlösung aus der sündigen Welt bedürfen. Doch davon steht nichts in der Geschichte und auch nicht in den weiteren Texten der Bibel. Es steht auch nirgends geschrieben, dass die Welt als Ort der Sünde sich selbst überlassen bleiben und im Glauben überwunden werden soll. Die beiden Geschichten von der Erschaffung der Welt in ihrem idealen Urzustand und dem Verlust ihrer ursprünglichen Vollkommenheit bilden vielmehr eine dialektische Einheit. Sie sind nicht als ein zeitliches Nacheinander zu verstehen, sondern als eine Darstellung der zwei Seiten der Welt und des Menschen. Die Geschichte von der Vertreibung aus dem Garten Eden will die gute Schöpfung Gottes nicht aufheben noch ihre Ordnung in Frage stellen. Sie macht aber deutlich, warum und wodurch sie immer wieder gefährdet ist. Die biblischen Texte, die der Geschichte vom Anfang folgen, haben ein einziges großes Thema: Die kritische Auseinandersetzung mit der Arroganz der Macht und den Ruf zur Umkehr, zur

Unterstellung unter die in der Schöpfungsgeschichte beschriebene gute Ordnung Gottes, die auf Gleichheit und Herrschaftsfreiheit zielt. Dass bis in die Evangelientexte des Neuen Testaments, bis in die Verkündigung Jesu hinein zur Umkehr aufgerufen wird zeigt, dass in biblischer Perspektive den Menschen diese Fähigkeit zugemutet, vor allem aber zugetraut wird.

Was bedeutet das schließlich für Eva, „chawwa“, die „Mutter aller Lebenden“? Sie ist, wie Adam, zum Guten wie zum Bösen fähig, in gleicher Weise zur Mitarbeit an der Schöpfung Gottes berufen und zugleich begrenzt durch die vielfältigen Folgen der Entfremdung von ihrem Schöpfer. Da aber sie und mit ihr alle Frauen in stärkerem Maße als der Mann und seine Nachkommen von dem Mangel an Gleichheit und Herrschaftsfreiheit betroffen sind, werden in der biblischen Überlieferung die Töchter Evas in besonderer Weise zu Verkünderinnen einer neuen Ordnung der Gerechtigkeit und der Gleichheit, die der herrschenden Gewaltgeschichte ein Ende setzen und Raum schaffen wird für ein menschenwürdiges Leben.

Die Beschreibung der in der Schöpfung verankerten Gleichheit wird noch einmal unterstrichen in dem bekannten Schöpfungsbericht, der fünfhundert Jahre später im „babylonischen Exil“ entstanden ist. Der Mensch wird dort in seiner männlichen wie seiner weiblichen Form als *Ebenbild Gottes* bezeichnet, jenseits aller religiösen, nationalen, sozialen und sonstigen Eigenschaften und Zugehörigkeiten. Das Menschenrecht auf Gleichheit liegt hier begründet. Aufgeschrieben wurde diese Vorstellung von einem menschenfreundlichen Gott von Menschen, denen dieses Menschenrecht genommen wurde, von den besiegten und verschleppten Israeliten, den rechtlosen Fremdarbeitern an den Ufern der Flüsse Babylons. Die Proklamation der Menschenrechte ist wohl immer am ehesten die Sache derer, denen sie vorenthalten werden.

5.

Die von Augustinus begründete und vom Augustinermönch Martin Luther übernommene Erbsündenlehre ist in den biblischen Texten nicht zu finden. Die Gefährdung der guten Schöpfung Gottes ist hier allein auf den Versuch der Menschen konzentriert, wie Gott sein zu wollen und damit die Herrschaft über Menschen und Natur in eigener Regie zu übernehmen. Die zentralen Texte der biblischen Tradition zielen darauf hin, zur Umkehr unter die Herrschaft Gottes und damit zum wahren Menschsein zu gelangen. Das ist der eigentliche Sinn der beiden Tafeln, die Mose mit den zehn Geboten vom Berg Sinai herunter trägt. Sie sind der Verfassungsentwurf für Israel, das erwählte Volk Gottes, das allein deswegen erwählt wurde, weil es so schwach und unbedeutend war, das befreite Sklavenvolk, das anders leben, eine „Kontrastgesellschaft“ (Ulrich Duchrow) sein und damit zum Beispiel und Segen für die Völker werden soll. Die Gebote der ersten Tafel

machen deutlich, dass Gott Gott bleiben muss, unverfügbar und dennoch zugewandt: Ich bin der Herr dein Gott, der dich aus Ägypten, dem Sklavenhaus befreit hat – du sollst keine anderen Götter haben, kein Gottesbild schnitzen, den Namen Gottes nicht für eigene Machtinteressen missbrauchen.

Im Sabbatgebot, das die erste mit der zweiten Gebotstafel verbindet, wird deutlich, was die Herrschaft Gottes für das „mehr Mensch“ werden bedeutet. Der Sabbat ist der Tag, an dem Gott die Herrschaft zurückgegeben und die Schöpfungsordnung wiederhergestellt wird: dieser Tag begrenzt die Arbeitszeit für alle, denn Gott selbst ruhte am siebten Tag. Aber es geht nicht nur um das Recht auf die notwendige Ruhe, sondern vor allem darum, dass diese für alle gilt, auch für die Sklaven und Sklavinnen, die Fremdarbeiter (innen), selbst für die Arbeitstiere und das Land: es ist eine Tag der absoluten Herrschaftsfreiheit. Von diesem Gedanken gehen auch die mit dem Sabbat verbundenen Sozialgesetze Israels aus, die auf Herrschaftsbegrenzung und sozialen Ausgleich hin zielen.

Was ist der Sabbat? Fragt Rabbi Abraham Joshua Heschel, und er antwortet: Eine Erinnerung an jedermanns Königswürde, eine Aufhebung der Unterscheidung von Herr und Knecht, reich und arm, Erfolg und Fehlschlag. Den Sabbat feiern heißt, unsere letzte Unabhängigkeit von Zivilisation und Gesellschaft zu erfahren, von Leistung und Angst. Der Sabbat ist eine Verkörperung des Glaubens, dass alle Menschen gleich sind und dass die Gleichheit der Menschen ihren Adel ausmacht.

Der Sabbat ist eine Zusicherung dessen, dass der Geist größer ist als das Universum, und dass jenseits des Guten das Heilige ist. Das Universum wurde in sechs Tagen geschaffen, aber der Höhepunkt der Schöpfung war der siebte Tag. Die Dinge, die in den sechs Tagen ins Leben gekommen sind, sind gut; aber der siebte Tag ist „heilig“! Der Sabbat ist Heiligkeit in der Zeit! (5)

Der Sabbat ist zugleich die Vorwegnahme der erhofften Heilszeit, „tröstliches Zeichen, Verheißung, dass es einst Vollendung gibt weil es den Anfang gab. Herausgeführt aus den Fesseln der Knechtschaft, werden die Menschen endlich sie selbst sein. In uns tragen wir die Saat der Erlösung. Einst geht sie auf.“ (Pnina Navé Levinson)

Diese kommende Heilszeit, die Gottesherrschaft, wird in der jüdischen Tradition auch als der „ewige Sabbat“ bezeichnet. Er beginnt, wenn der Messias kommt.

6.

Wer ist der Messias? Der Titel ist ja zunächst nichts anderes als die Bezeichnung für den „gesalbten König“, und in der Tat wurde in den prophetischen Texten der Messias zunächst als ein gerechter König erhofft, der anders als die antiken Potentaten das Recht Gottes und nicht seine eigenen Machtinteressen durchsetzt. Dagegen spricht freilich die schmerzliche Erfahrung, dass eine grundlegende Veränderung der Verhältnisse zu mehr Gerechtigkeit hin

offensichtlich nicht von oben möglich ist, selbst David, die Symbolfigur des Gesalbten Gottes, regiert am Ende doch auch wie ein orientalischer Großkönig. Auch in Israel sind die Könige Hirten, die sich selber weiden, wie der Prophet Ezechiel erbittert feststellt, und die in diesem System entstehende Gesellschaft ist von Ungleichheit und Entsolidarisierung geprägt. Das lässt in der prophetischen Tradition immer öfter den Gedanken aufkommen, dass der Messias von unten kommen muss, um dem Gott Israels sein Recht zu lassen, dass nur der gerechte Hirte Frieden und Gerechtigkeit für Israel bringen kann. Zugleich ist die Herstellung des messianischen Schalom nicht allein das Werk des Messias. Das Volk Gottes wird gleicher Weise daran erinnert, wie der Weg zum Frieden mit Gott und den Menschen beschritten werden kann: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Weisungen folgen und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.“(Micha 6,8) In dieser Unterstellung unter die Weisung und Herrschaft Gottes werden Israel und der Messias, der von Israel ausgeht, zum Segen für alle Völker und zum Heil der Welt. Dieser Messias wird bei Micha nicht von Jerusalem ausgehen, sondern von Bethlehem, der Stadt des Hirten David, dem David-gegen-Goliath David; er wird der gerechte Hirte sein, der aller Welt den Frieden bringt.

Schon früh ist das Bild von dem guten Hirten auf Jesus übertragen worden, in dem die christliche Gemeinde den von den Propheten erhofften und verheißenen Messias erkannte. Entsprechend finden sich viele Motive aus der Weissagung des Ezechiel in den Evangelien wieder. In unterschiedlicher Weise wird das Motiv des guten Hirten aufgenommen, der das Verlorene sucht, wie bei Ezechiel heißt: „Ich selbst will meine Schafe weiden, und ich will sie lagern lassen, spricht Gott der Herr. Ich will das Verlorene wieder suchen und das Verirrte zurückbringen und das Verwundete verbinden und das Schwache stärken....“(Ez 34,15f)) In ähnlicher Weise heißt es in einem Jesuswort, das von Matthäus und Lukas fast gleich lautend überliefert wird: „Wenn ein Mensch hundert Schafe hätte und eins unter ihnen sich verirrt? Lässt er nicht die neunundneunzig auf den Bergen, geht hin und sucht das verirrt?“ (Mt 18,12 parr) In diesem Herrenwort, das aus der ältesten Jesusüberlieferung, aus der Logienquelle stammt, wird deutlich, wie sehr die Jesusgemeinde die Praxis Jesu in Wort und Tat als die Offenbarung des messianischen Hirten verstanden und gedeutet hat. (6)

Der Messias Jesus, den die griechische Gemeinde Christus nennt, ist jedoch in keiner Weise ein göttliche Gestalt. Das verbietet der Glaube Israels an den einen Gott, der ja auch der Glaube Jesu war, ausdrücklich und eindringlich. Auch die biblischen Texte sprechen nicht von der Menschwerdung Gottes, sondern von dem Sohn Gottes in seiner ursprünglichen, jüdischen Bedeutung als von einem Menschen, der in der Willenseinheit mit dem Vater lebt und deshalb zum Sohn adoptiert wird.

7.

Paulus als der älteste neutestamentliche Schriftzeuge spricht von Jesus als dem Menschen, der von einer Frau geboren wird und aus dem Geschlecht Davids stammt. Zum Sohn Gottes wird er erst mit der Auferweckung, mit der Gott ihn als Messias bestätigt und erhöht. (Röm 1,3-4) Das ist bei Paulus zugleich mit der Vorstellung von Christus als dem „neuen Adam“ verbunden, der die Sünde Adams nicht wiederholt. Der Philipperhymnus macht es deutlich: er wollte nicht wie Gott sein, sondern lebte in „Knechtsgestalt“ als Mensch, gehorsam bis zum Tod am Kreuz als äußerste Erniedrigung - deshalb hat ihn Gott erhöht. In seinem Namen wird die alleinige Herrschaft Gottes anerkannt. Wer ihm folgt, wer „in Christus“ ist wird zu einer neuen Schöpfung, zu einem Menschen, wie ihn Gott einmal gewollt hat. Der von Gott auferweckte Christus ist der erste Mensch der neuen Schöpfung, ihm zu folgen heißt, ihm gleich zu werden. Diesen Gedanken nimmt auch der Evangelist Johannes in seinem Prolog auf: die zu Christus gehören, sind selbst Töchter und Söhne Gottes.

Wie Paulus und Johannes erzählt auch Markus als der älteste Evangelist keine Geburtsgeschichte. Bei ihm wird Jesus bei der Taufe durch Johannes, zum Beginn seines öffentlichen Wirkens, zum Sohn Gottes adoptiert: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

Die Erzählung bei Matthäus beginnt mit dem Stammbaum Jesu, der über David bis zu Abraham zurückreicht. Damit wird der Messias Jesus in der Tradition Israels verankert und als „Sohn Davids“ derjenige, in dem sich die messianische Verheißung erfüllt. Als Messias ist er Sohn Josefs aus der Familie Davids. Doch gleich danach erzählt Matthäus eine andere Geschichte. Der Engel des Herrn berichtet dem Josef von der Schwangerschaft seiner Verlobten Maria, die ein Kind im Bauch hat, das nicht von ihm ist, sondern auf wunderbare Weise aus der Kraft des Geistes Gottes entstanden sei. Damit ist ein Gedanke aufgegriffen worden, der schon aus der Prophetie und aus den wunderbaren Geburtsgeschichten der hebräischen Bibel bekannt ist. Menschen mit einem besonderen Auftrag entstehen auf wundersame Weise oder werden schon „im Mutterleib erwählt“. Für Matthäus ist wichtig, dass der Messias Jesus in *Kontinuität und Diskontinuität* zu den messianischen Verheißungen und Hoffnungen Israels steht. Er wird sie anders als von den meisten erwartet erfüllen. Eins aber ist klar: der Messias ist ein aus dem Willen Gottes entstandener *Mensch*, kein vom Geist gezeugter Gottessohn. Der jüdische Monotheismus lässt diese Vorstellung von einem zweiten göttlichen Wesen nicht zu; Jesus selbst hätte diesen Gedanken weit von sich gewiesen. Diese uns so vertraute Vorstellung kommt erst bei Lukas, der für griechische Adressaten schreibt, ins Spiel. Nur bei ihm findet sich die Vorstellung, dass der Messias als ein vom Geist gezeugter, von einer Jungfrau geborener Gottessohn auf die Welt kommt, eine Vorstellung, die ihm aus der griechischen Mythologie

vertraut ist. Auch in seinen weiteren Erzählungen ist Jesus der „theios aner“, der eine menschliche und eine göttliche Natur und Kraft besitzt, während der „jüdische“ Messias bei Matthäus und Markus allein aus der Kraft Gottes handelt, an die er selber glaubt.

Die beiden Evangelisten haben bei allen Unterschieden ein gemeinsames Anliegen: sie wollen zeigen, dass die Rettung, die messianische Zeitenwende, nur noch durch das unmittelbare Eingreifen Gottes geschehen kann. Deshalb wird der königliche davidische Stammbaum unterbrochen, und auch die Herrschaft des Patriarchats. Der Messias wird ausschließlich mit einer jungen, nicht mit einem Mann aus dem Stamm Davids verheirateten Frau verbunden. Die Geschichte des Volkes Gottes wird nicht bruchlos unter einem neuen Herrscher fortgesetzt, sondern wird unter der alten Verheißung neu beginnen. „Mit Marias vaterlos gezeugtem Kind nimmt die Hoffnung auf Gerechtigkeit und eine Welt ohne Herrschaft und Unterwerfung, ohne Mangel und ohne Überfluss unumkehrbare Gestalt an.“ (Brigitte Kahl) Doch der von Gott im Mutterleib geformte und gesandte Retter wird nicht den Thron Davids besteigen, sondern in der Königsstadt Davids gekreuzigt werden. In der Machtlosigkeit des gekreuzigten Jesus wird deutlich werden, dass dieser Messias keine eigene Macht beansprucht. In der Auferweckung des Gekreuzigten aber wird Gott seine Macht erweisen, der Auferweckte wird der „neue Adam“, der erste Mensch einer neuen Schöpfung sein.

In dieser Spannung von Macht und Ohnmacht bewegen sich bereits die beiden Geschichten von der Geburt des Retters. Bei Matthäus wird er „Immanuel“ genannt, „Gott mit uns“, drei Sterndeuter aus der Völkerwelt bringen die königlichen Gaben Gold, Weihrauch und Myrrhe in das Haus über dem der Stern steht. Doch zugleich muss das Kind in Sicherheit gebracht werden, weil Herodes, der auf dem Thron Davids sitzt, seine Ermordung befiehlt. Die etablierten Machthaber wehren sich gegen einen Messias, mit dem ihre Macht ablaufen soll, hier wie überall in der Welt.

Matthäus fügt dem eine besonders bittere Geschichte hinzu, in der Herodes den Kindermord an den eben Geborenen in Bethlehem befiehlt, so wie in den alten Erzählungen der Pharao in Ägypten, dem Mose, der erste Retter Israels, wie durch ein Wunder entkam. Dass in dieser Erzählung der künftige Retter ausgerechnet nach Ägypten gebracht wird, ist eine besonders scharfe Zuspitzung der Kritik an dem von Rom unterstützten König auf dem Davidsthron.

Auf andere Weise drückt Lukas die Dialektik von Macht und Ohnmacht des Messias Jesus aus. Er lässt das Kind in einem Stall zur Welt kommen, und die ersten, die dem Kind die Ehre erweisen, sind die Armen Israels, die Hirten auf dem Feld. Ihnen verkündigt der Engel und die himmlischen Heerscharen: „Euch ist heute der Heiland, der Retter, geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids.“ Damit zitiert Lukas gleich drei Herrschertitel: Heiland, der Retter (soter), Christus, das griechische Wort für Messias, der

„Gesalbte“ und „Herr“ (kyrios), allesamt Titel des römischen Kaisers aus der Liturgie des Kaiserkultes, die diesen als „Sohn Gottes „ und „Retter der Welt“ feiert. Für die griechische Gemeinde des Lukas steht die Auseinandersetzung mit dem römischen Kaiserkult im Vordergrund, für die jüdische des Matthäus die Auseinandersetzung mit dem vorherrschenden Messianismus. Beide sind sich einig in der Überzeugung, dass der machtlose Jesus die Mächtigen, die sich wie Götter verehren lassen, überwinden wird, weil mit diesem Messias die Herrschaft Gottes beginnt und „die Gewaltigen vom Thron gestoßen werden“, wie es im „Lobgesang der Maria“ bei Lukas heißt. Indem sie Jesus als den Messias bekennen verweigern sie den Mächtigen dieser Erde die Gefolgschaft.

Damit verabschiedet sich Gemeinde aber auch von der Vorstellung, mit eigenen Machtmitteln und einem königlichen Messias von oben das Reich Gottes errichten zu können – leider nicht für immer! Doch zumindest in ihren Anfängen ist die Christenheit von dem Gedanken beseelt, dass der Messias von unten kommen wird, in einer Bewegung, die sich an der Botschaft und Praxis Jesu orientiert, um die Welt zum Besseren, zum Reich Gottes hin zu verändern. Aus dieser Praxis entsteht ein Volk Gottes aus allen Völkern, eine Bewegung, die den von der Krippe bis zum Kreuz machtlosen Jesus als Herrn und Retter der Welt bekennt.

Wie aber steht es nun mit der Vorstellung, dass mit dem Kind auf wundersame Weise ein „Sohn Gottes“, eine Art göttlicher Mensch zur Welt gekommen sei? Tatsächlich ist diese Variante nur bei Lukas vorhanden, und er hat seinerzeit sicher nicht geahnt, dass seine Geschichte zu einem großen Kirchenstreit und, 325 n.Chr., dem ersten Konzil der alten Kirche in Nicäa führen würde. Erst hier wurde seine Erzählung zu einer Lehre gemacht, die die *Wesenseinheit* des Sohnes mit dem Vater im christlichen Glaubensbekenntnis festschrieb. Die ursprüngliche Vorstellung ist das jedoch nicht. In der jüdischen Tradition kennt man den Titel Sohn Gottes ausschließlich als Ehrentitel für einen Menschen, der nach dem Willen Gottes, also in *Willenseinheit* mit dem Vater lebt. Für Paulus war Jesus ein Mensch, geboren von einer Frau; zum Sohn Gottes wird er „adoptiert“, bei Paulus erst bei der „Auferweckung“ und als Zeichen dafür, dass dieser Sohn wirklich nach dem Willen des Vaters bis zur letzten Konsequenz gelebt hat. (Röm1,3-4) Der Evangelist Markus erzählt keine Geburtsgeschichte; hier wird Jesus zum Sohn Gottes bei der Taufe adoptiert: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“ (Mk 1,11). Diese Szene findet sich auch bei Matthäus, der den Messias zwar auf wunderbare Weise entstehen lässt, ihn aber in seinem Erdenleben als den von Gott gewollten und zum Sohn adoptierten *Menschen* beschreibt. Erst bei Lukas bekommt er auch die Züge eines „göttlichen Menschen“, der es in seiner Bedeutung eben auch mit den griechischen Göttersöhnen aufnehmen kann. Eine ganz eigentümliche Wendung erhält die Vorstellung vom Gottessohn im Johannesevangelium. „Das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine

Herrlichkeit“, heißt es im Prolog des Evangeliums. Auffällig ist, dass Johannes den griechischen Begriff „sarx“ benutzt, um deutlich zu machen, dass Jesus ein Mensch „aus Fleisch und Blut“ war, nicht eine halbgöttliche Gestalt – „soma“ – doch ist dieser Mensch zugleich die Verkörperung des Wortes und Willens Gottes, und alle Menschen, die zu ihm gehören, sind Söhne und Töchter Gottes wie er. (Joh 1,1-14)

Als zu Beginn des 4. Jahrhunderts die christliche Kirche in der „Konstantinischen Wende“ zur neuen Staatsreligion des römischen Reiches aufstieg, konnte man die Vorstellung von einem Menschen, der in seiner Niedrigkeit zum Sohn Gottes erhöht wurde, nicht mehr gebrauchen. Das arianische Christentum, genannt nach dem Theologen Arius, das an dieser Vorstellung festhielt, wurde auf dem Konzil zu Nizäa als häretisch aus der Kirche verbannt und wurde Opfer der ersten Ketzerverfolgung. Nur unter der Herrschaft des Gotenkönigs Theoderich konnte es noch eine Weile in Norditalien existieren. Die arianische Taufkapelle aus dieser Zeit in Ravenna zeigt ihn uns bis heute, den Menschen Jesus, bei der Taufe durch seinen berühmten und eindrucksvollen Lehrer Johannes: das Mosaik zeigt den noch unbedeutenden schüchternen jungen Mann (man sieht es!), über dem die Taube schwebt, weil auf ihn der Geist Gottes gelegt wird.(7)

In diesem Geiste wird der Messias Jesus in der Bergpredigt Hinweise geben, wie das mehr Mensch werden aussehen kann: die Barmherzigen, Sanftmütigen, Friedensstifter, Gerechtigkeitssucher werden nicht etwa fromm, sondern glücklich genannt, schon jetzt, wenn sie in der Gottesherrschaft anders leben als in den Imperien dieser Welt, in denen der Mensch des Menschen Wolf ist – und in ihrem Anderssein können sie zum Salz der Erde und zum Licht der Welt werden, nicht in einer frommen Weltabgeschiedenheit, sondern subversiv und widerständig. Denn wie heißt es bei Lukas im Lobgesang der Maria:

Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes. Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter. Denn der Herr hat Großes an mir getan, der da mächtig ist und des Name heilig ist. Und seine Barmherzigkeit währt für und für bei denen, die ihn fürchten. Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreut die hochmütigen in ihres Herzens Sinn. Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. Er füllt die Hungrigen mit Gütern und lässt die Reichen leer ausgehen. Er gedenkt seines Knechtes Israel in seiner Barmherzigkeit, wie er geredet hat zu unseren Vätern, Abraham und seinen Nachkommen ewiglich.

Magnifikat, Lk 1 , 46 – 55 in der Übersetzung Martin Luthers

Im Menschsein des Messias Jesus liegt die hoffnungsvolle Möglichkeit begründet dass wir in seiner Nachfolge mehr Mensch werden können und diese Menschlichkeit weltbezogen und solidarisch gestalten in einer Welt, in der wir nur noch gemeinsam leben und überleben können. Um noch einmal auf den Anfang zurück zu kommen: es wäre schon viel gewonnen,

wenn sich die Erkenntnis durchsetzen würde, die uns die Bibel gleich zu Anfang nahe bringen möchte: es gibt einen Gott – und ich bin es nicht! Oder um es mit Harry Rohwolts Gebet des Nashorn zu sagen: Lieber Gott du bist der Boss! Amen dein Rhinoceros. Und da ich aus dem Ruhrgebiet komme, schließe ich mit Jürgen von Mangers Tegtmeyer: Mensch bleiben, also ährlich!

1

Ausführlicher in: Renate Wind, Die Bibel, Oberstufe Religion Heft 11, Calwer Verlag Stuttgart.

2

Pinchas Lapide, Eva als erste Theologin, in Evangelische Kommentare V/1986.

3

Renate Wind, Die Frau, der Baum, die Schlange, in: Renate Wind, Eva, Maria und Co, Frauen in der Bibel und ihre Geschichte(n), jetzt neu im TOPOS Verlag.

4

ebd.

5

Abraham Joshua Heschel, in: God in Search of men, New York 1978, zitiert in: Die Bibel, a.a.O.

6

Vgl. Renate Wind, Der gute und die schlechten Hirten, in: Renate Wind, Christsein im Imperium, Gütersloher Verlagshaus 2016.

7

Renate Wind, Christsein im Imperium, a.a.O.